

»Inklusion muss nicht begründet werden«



Alle Fotos zum Gespräch: Peter Brandt

WEITER BILDEN spricht mit
REBECCA BABILON und MICHAEL WEISS

Wie gelingt inklusive Erwachsenenbildung? Wo liegen Grenzen inklusiver Öffnung von Weiterbildungseinrichtungen? Welches sind richtige und leistbare Zukunftsaufgaben? Auf welchen Erfahrungen können weitere Entwicklungen aufbauen?

Darüber sprach Herausgeber Peter Brandt mit Inklusionserprobten Fachleuten: Rebecca Babilon hat über inklusive Erwachsenenbildung in England promoviert und engagiert sich hierzulande in Inklusions-Netzwerken. Michael Weiß berichtet von Aktivitäten und Kooperationen Berliner Volkshochschulen im Aktionsbündnis ERW-IN.

WEITER BILDEN: Welche Erfahrungen machen Sie mit Angeboten, die »inklusiv« sind in dem Sinne, dass sie die gemeinsame Teilnahme von Menschen mit und ohne Beeinträchtigungen ermöglichen?

MICHAEL WEISS: Wenn wir an rein physische Beeinträchtigungen denken, so ist das gelebter Alltag. Auch gibt es immer wieder Teilnehmende, bei denen wir gar nicht bemerken, dass sie eine Behinderung haben. Wir erfassen das ja statistisch nicht, zu Recht. Spannender ist das gemeinsame Lernen von Menschen mit und ohne Lernschwierigkeiten.

REBECCA BABILON: Hierzu habe ich im Rahmen meiner Dissertation recht breite Einblicke u. a. in die Praxis in England nehmen dürfen, wo seit Jahrzehnten in vielen Erwachsenenbildungseinrichtungen Menschen mit Lernschwierigkeiten auch an regulären Kursen teilnehmen. Die Ergebnisse bieten zahlreiche Anregungen für die Praxis in Deutschland.

WEISS: Auch in vielen Volkshochschulen gibt es dazu inzwischen einen breiten Erfahrungsschatz, basierend auf ganz unterschiedlichen Konzepten. Einige Einrichtungen machen einen Teil ihres Programms in einem eigenständigen Programmheft zugänglich (bei uns heißt das »Leichter lernen«), andere setzen darauf, das gesamte Programmangebot nach verschiedenen Lerntempi zu strukturieren. Manche Einrichtungen, dazu gehören auch wir, kooperieren eng mit Einrichtungen der Behindertenhilfe und Selbsthilfeorganisationen, um Teilnehmende mit Beeinträchtigungen ins Haus zu holen und die nötigen Unterstützungsleistungen erbringen zu können.

BABILON: In England habe ich viele gute Beispiele von Unterstützungsmaßnahmen und -strukturen gesehen, die etwa umfassende Teilnehmerberatung beinhalten. Und Kurse, in denen mit Binnendifferenzierung Lernen für Teilnehmende mit sehr unterschiedlichen

kognitiven Möglichkeiten gelingt. Zu ein und demselben Lerngegenstand werden im Kurs verschiedene Lernziele und Lernwege ermöglicht, oft unterstützt durch eine Assistenz. Alle haben dort das Gefühl, sie lernen etwas. Menschen ohne Behinderungen machen neue Erfahrungen, indem sie beispielsweise Vielfalt als Bereicherung erleben. Insgesamt kann die Erwachsenenbildung in Sachen inklusive Didaktik noch einiges von der Schule lernen. Die Möglichkeiten sind noch längst nicht ausgeschöpft und müssen noch umfassender erforscht werden.

»Insgesamt kann die Erwachsenenbildung in Sachen inklusive Didaktik noch einiges lernen.«

Sollte man Kurse »inklusiv« nennen?

BABILON: Davon würde ich abraten. Erfahrungen zeigen, dass sich in der Regel nur wenige Teilnehmende ohne Behinderung zu Kursen anmelden, die dezidiert als »inklusive Kurse« ausgeschrieben sind; es kommen diejenigen, die gezielt und gerne gemeinsame Erfahrungen mit Menschen mit Behinderungen machen wollen. Eine solche Ausschreibung ist also in der Wirkung auch auf eine Art exkludierend.

Gibt es – unabhängig von der Bezeichnung der Kurse – problematische Erfahrungen in inklusiven Kursen, etwa, dass das Unterrichtsgeschehen exkludierend wirkt oder Teilnehmende über die Anwesenheit von Menschen mit Lernschwierigkeiten irritiert sind?

BABILON: Ja, vereinzelt gibt es immer mal wieder Herausforderungen. Oft lassen sich diese aber bearbeiten. So konnte ich in England beobachten, wie sich manche Schwierigkeiten beispielsweise durch das Verhalten und die Vorbildfunktion der Kursleitung ausräumen ließen. Oder stellen Sie sich einen Yoga-Kurs vor, in dem sich eine Teilnehmerin sehr laut verhält. Das widerspricht den Erwartungen vieler Teilnehmer nach Ruhe im Kurs. Hier hat sich die Anwesenheit einer erfahrenen Assistenz als hilfreich erwiesen. Einige Einrichtungen sowohl in England als auch in Deutschland wählen eine Strategie, die Zahl behinderter Teilnehmer pro Kurs zu begrenzen.

WEISS: Das käme für mich nicht in Frage. Zumal ich dann ja identifizieren müsste, wer über einen bestimmten Behinderungsgrad verfügt. Unpassend fände ich auch, was mir von Einrichtungen berichtet wurde, dass sie Teilnehmenden ohne eine Behinderung die Kursgebühren erstatten, wenn diese sich nicht wohl gefühlt haben und den Kurs verlassen. So schaffe ich kein Klima, in dem das gemeinsame Lernen unter dem Eindruck der Eigenheiten aller Teilnehmenden selbstverständlich wäre. Umgekehrt muss ich aber dafür sorgen, dass ich mein Kursversprechen einhalte. Viele Teilnehmende an Volkshochschulen kommen mit einer bestimmten Erwartung. Sie wollen gezielt Dinge lernen, auch auf vorhandenen Kompetenzen aufbauend. Das bedeutet, dass ich Teilnahmevoraussetzungen – wenn man so will: Zugangsbarrieren – definieren muss, zum Beispiel Vorerfahrungen, was automatisch exkludierende Wirkung hat.

»Inklusion als Querschnittsaufgabe begreifen«

Deklarieren Sie deshalb nur einen Teil des Programms als offen für alle?

WEISS: Auch scheinbar offene Angebote können Hürden haben, die wenigsten Kursen sind völlig voraussetzungslos. Statt alles für alle als offen erscheinen zu lassen, scheint es mir sinnvoller, an Teilbereichen des Programms anzusetzen und mit Schlüsselstrategien Hürden abzubauen: Das sind zuerst einmal Werkstattformate, offene Lernsettings, in denen jeder mit eigenen Zielen ggf. an dem je eigenen Werkstück arbeitet, z. B. in einer Keramikwerkstatt. Zweitens haben wir Angebote mit einem gezielt geringen Lerntempo, die wir »Lernen mit Muße« nennen. Da kann es dann sein, dass sich ältere Menschen, die langsamer lernen wollen, und Menschen mit Lernschwierigkeiten im selben Kurs begegnen.

BABILON: Ein dritter Schlüssel sind gemeinsame Lerninteressen und Verwendungszwecke. Denken Sie z. B. an ein Thema wie erste Vokabeln in einer Fremdsprache für den Urlaub. Auch hier kann man binnendifferenziert lehren und lernen.

WEISS: Sie werden auf Dauer keinen Erfolg haben mit einem Erwachsenenbildungsangebot, wenn Sie nicht minimale Vorerfahrungen, Interessen und Lernniveaus benennen, die den Kurs ausmachen sollen.

BABILON: Ich denke, dass in mehr Kursen als bisher gemeinsames Lernen möglich ist, wenn man entsprechend geschultes Personal einsetzt und Unterstützungsmaßnahmen bereitgestellt werden. Anmerken möchte ich noch, dass auch bei Kursen, die beispielsweise mit einem langsamen Lerntempo ausgeschrieben sind, unterschiedliche Inter-



MICHAEL WEISS

ist Amtsleiter und Volkshochschuldirektor im Amt für Weiterbildung und Kultur Berlin-Mitte.

Michael.Weiss@ba-mitte.berlin.de

essen etwa von Senioren und Menschen mit Lernschwierigkeiten konflikthaft aufeinanderprallen können.

WEISS: Ich hätte gern solche Konflikte und Reibungen, daran könnten wir viel lernen. Leider haben wir noch viel zu geringe Fallzahlen, um Inklusion als ernste Herausforderung der Gesamteinrichtung zu sehen. Wir haben vor zwei Jahren bei Kulturveranstaltungen Angebote als besonders zugänglich ausgewiesen und ein Info-Telefon eingerichtet für die Klärung spezieller Assistenzbedarfe. Dort hat noch niemand angerufen.

BABILON: Beispiele verschiedener Einrichtungen zeigen, dass ein gut zugängliches Angebot, gezielte Werbung und vor allem Unterstützungsmöglichkeiten langfristig auch mehr Nachfrage erzeugen. Die Einrichtungen müssen sich systematisch darum bemühen, Barrieren zu identifizieren und die Teilhabe von Menschen mit Behinderungen am offenen Angebot zu erhöhen.

WEISS: Wie wollen Sie das benchmarken, ohne die Behinderungen gezielt zu erfassen? Bitte keinen Inklusionsstress! Ich könnte alle Barrieren der Welt einreißen, und trotzdem kämen lange nicht alle. Barrieren müssen abgebaut werden, aber sie sind nicht der einzige Grund für Nicht-Teilnahmen. Als einer, der den Gedanken der Lernerautonomie mit der Muttermilch eingesogen hat, frage ich: Was wollen die Menschen – ob behindert oder nicht – überhaupt? Es gibt auch natürliche Grenzen des Interesses am Lernen und auch am gemeinsamem Lernen mit anderen.

Ein Plädoyer für exklusive Angebote?

WEISS: Exklusive Angebote sind nicht nur ein Thema mit Blick auf Menschen mit Behinderungen. Wir müssen Inklusion breiter denken. Realistisch betrachtet hat ja nahezu jeder Kurs verschiedene Adressatengruppen im Sinn. Damit meine ich nicht die gerne zitierten Zielgruppen wie Senioren, Frauen, Männer, Geringqualifizierte, Arbeitsuchende usw. Vielmehr werden Menschen mit bestimmten Interessensgebieten, Vorerfahrungen und Lernzielen angesprochen.

BABILON: Unter dem Leitprinzip der Inklusion sollten Zugänglichkeit und gemeinsames Lernen im Vordergrund stehen. Lediglich separate Kurse für Menschen mit Lernschwierigkeiten und nur einige wenige ausgewählte inklusive Angebote vorzuhalten wäre ein Feigenblatt. Nicht Inklusion, sondern Exklusion muss begründet werden. Legitime Argumente für separate Kurse sind beispielsweise behinderungspezi-

fische Themen wie die Arbeit des Werkstatttrates in Werkstätten für Menschen mit Behinderungen, Selbstvertretung oder der ausdrückliche Wunsch nach exklusiven Gruppen.

WEISS: Ja, das ist natürlich pädagogisch geboten, wenn geschützte Räume des Gesprächs gewünscht werden, so z. B. bei unseren Seminaren zu Sexualität, Zärtlichkeit und Behinderung. Exklusive Angebote in unseren Häusern sind aber auch unter inklusionsstrategischen Gesichtspunkten von großem Mehrwert. Es ergeben sich in einer Volkshochschule zahlreiche Begegnungen mit Kursteilnehmenden aus dem offenen Angebot. Wir lernen nicht nur in den Räumen, sondern auch in den Zwischenräumen: Gespräche und Begegnungen in den Kurspausen auf dem Flur über Fußball oder was auch immer. Verwaltungsmitarbeitende sammeln wertvolle Erfahrungen; und Prozesse der Assistenz, die über die Kooperationspartner aus der Behindertenhilfe laufen, werden zunehmend zur Routine.

Ist eine Einrichtung, in der Menschen mit Behinderungen v. a. über ein spezifisches Kursangebot angesprochen werden, eine »inklusive Einrichtung«?

WEISS: Ja, insofern sie als Einrichtung Angebote für alle Menschen in ihrem Programm vereint, könnte man sie »in der Vogelperspektive inklusiv« nennen.

BABILON: Dem stimme ich zu, soweit sie als Organisation das Ziel verfolgt, immer mehr Angebote für alle zu öffnen.

WEISS: Ja, und hier komme ich noch mal auf den Punkt zurück, warum exklusive Angebote inklusionsstrategisch so wichtig sind: Es geht um einen Workflow. Ich brauche exklusive Angebote als Experimentierfeld; ich brauche Menschen mit Behinderung im Haus, um mit ihnen arbeiten und für sie passende Angebote entwickeln zu können, damit meine Mitarbeitenden ein Gespür dafür entwickeln, wie es inklusiv gehen

könnte, welche Hürden existieren und wie sie überwunden werden könnten. Es nutzt nichts, wenn wir über die Köpfe der Menschen mit Behinderungen hinweg Dinge entwickeln. Wir müssen sie als Experten einbeziehen und besser verstehen, unter welchen Bedingungen, in welchen Settings sie sich wohlfühlen. Ich wünsche mir für diesen Entwick-



DR. REBECCA BABILON

ist Förderschullehrerin in Osnabrück und promovierte über inklusive Erwachsenenbildung.

rebecca.babilon@gmx.de

lungs- und Lernprozess Lehrkräfte mit Behinderungen, die uns Wege aufzeigen können.

In welchen Settings fühlen sich Lernende mit Behinderung denn wohl?

WEISS: Sie erzählen zum Beispiel begeistert, wie sehr sie es schätzen, dass sie mit ihrem Kurs in unserem Haus willkommen sind, dass es ein Haus für alle ist.

Das »Wir« in diesem »Wir-sind-willkommen-Gefühl« ist aber eines, das stark über die Behinderung konstituiert ist. Ist das nicht problematisch?

BABILON: Ich sehe in der Tat ein Risiko von Schließungs- und Diskriminierungseffekten, also, dass die Inklusion in zielgruppenorientierten separaten Angeboten stecken bleibt, wenn Einrichtungen nicht gezielt und systematisch ihre Organisation und ihre gesamten Strukturen in Richtung gemeinsames Lernen weiterentwickeln.

WEISS: Ich halte positive Klebeeffekte dagegen: Meine Hoffnung ist, dass die Menschen, wenn sie erst einmal im Haus sind, auch andere Angebote sehen und wahrnehmen. Dass sie also nicht in der Exklusion kleben bleiben, sondern im Haus.

BABILON: Aus England kann ich berichten, dass es zum einen darauf ankommt, dass reguläre Angebote an separate Kurse anschlussfähig sind. Und zum anderen spielen oftmals Kursleitende eine besondere Rolle, wenn Teilnehmende diese bereits aus separaten Kursen kennen. Bieten diese Kursleitenden auch ein Angebot im offenen Programm an, vereinfacht das oft Übergänge.

WEISS: Anschlüsse ins Regelangebot ergeben sich gut bei Angeboten wie kochen, malen, bewegen, Theater ...; wobei auch hier zuweilen Teilnahmevoraussetzungen formuliert werden, z. B., dass jemand schon einmal auf der Bühne gestanden hat.

BABILON: Das muss Menschen mit Behinderung nicht ausschließen. Wichtig ist ja, dass die Zugangsvoraussetzung »auf der Bühne gestanden« nicht deckungsgleich ist mit der Differenzierung behindert/nicht behindert. Die Gestaltung der Übergänge von exklusiven Angeboten ins offene Angebot gelingt nur, wenn die Organisation als Ganze dafür gut gewappnet ist. Wenn Inklusion als Querschnittsaufgabe begriffen wird und nicht an einen einzelnen

Fachbereichsleiter und damit faktisch an den Rand delegiert wird. Die Einrichtungen benötigen einrichtungsinterne Assistenzen. Und Kursleitende, die für die Herausforderungen der Inklusion sensibilisiert und aus- bzw. fortgebildet sind.

WEISS: Ja, das stimmt. Wir brauchen sensibilisierte und auch desensibilisierte Kursleitende und Mitarbeitende. Wir brauchen ein achtsames sowie ein selbstverständliches Miteinander von Menschen mit und ohne Behinderung, damit Kontakt- und Berührungspunkte auf allen Seiten zurückgehen. Wir leisten hier schon einiges: Zusammen mit der Lebenshilfe Bildung in Berlin führen wir Kursleiterschulungen und Fortbildungen für Verwaltungskräfte durch. Das trainiert die Achtsamkeit, andererseits ist die Motivation noch gering, denn faktisch besteht noch zu wenig Nachfragedruck.

BABILON: Ich nehme wahr, dass andere Einrichtungen durchaus von zunehmender Nachfrage berichten. Und zudem haben alle öffentlichen Erwachsenenbildungseinrichtungen – spätestens seit der UN-BRK – einen inklusiven Auftrag.

WEISS: Uns ist wichtig, dass wir für alle Menschen ein sinnvolles und nachgefragtes Angebot machen. Die Auseinandersetzung mit den behinderungsbedingten Herausforderungen macht uns als Organisation insgesamt diversitätserfahren und hilft uns im Umgang mit vielen anderen Herausforderungen.

BABILON: Ja, das finde ich auch wichtig, dass Inklusion breit gedacht wird und die Teilhabe von Menschen mit Behinderung in eine allgemeine Debatte um Diversität und Equality eingebettet wird. In England waren einige Einrichtungen gut darin, in das Umfeld der Einrichtung zu schauen und zu fragen: »Wer fehlt noch?«, »Welche Community gehört noch nicht zu unseren Teilnehmenden?«. Und dabei auf allen Ebenen der Einrichtung kontinuierlich voranzuschreiten, z. B. über stetige Bewusst-

seinsbildung und regelmäßige, auch kleine Impulse für Kursleitende, wie beispielsweise »10 Tipps für die Arbeit mit Menschen mit Autismus-Spektrum-Störungen«.

»Armut wird bei Menschen mit Behinderungen völlig unterschätzt.«

Wenn die Herausforderung der Inklusion noch keine der großen Fallzahlen ist – scheitert Inklusion in der Erwachsenenbildung also nicht am Geld?

WEISS: Wir haben in Berlin unser Programm »Leichter lernen« von 50 auf 200 Angebote jährlich ausgeweitet. Assistenzen und Fahrdienste werden über die Behindertenhilfe organisiert. Geld für Kurse ist bei den Einrichtungen – auch wenn diese Aussage auf Protest stoßen wird – ein geringeres Problem.

BABILON: Das schätze ich aufgrund von Erfahrungen anderer Einrichtungen anders ein. Einrichtungen, die im Rahmen eines Drittmittelprojekts Veränderungen angeschoben haben, z. B. finanziert von der Aktion Mensch, können Dinge oft nur schwer aus eige-

ner Kraft verstetigen. Gebärdendolmetscher und ähnliche Unterstützungsmaßnahmen und -strukturen sind sehr teuer, für sie müssen Finanzmittel bereitgestellt werden. Es wäre dringend nötig, über den Projektstatus von Entwicklungen hinauszukommen.

WEISS: Eine umfassende personelle Infrastruktur an der eigenen Einrichtung von der Politik einzufordern, wäre beim jetzigen doch eher geringen Nachfragedruck nicht wirklich sinnvoll. Ich würde an anderer Stelle ansetzen, um die Nachfrage zu erhöhen, nämlich bei den finanziellen Hürden auf Seiten der Teilnehmenden. Wir haben über viele Jahre im Exklusionsdiskurs die Augen verschlossen vor finanziellen Hürden. Selbst eine ermäßigte Teilnahmegebühr von 60 Euro kann noch zu hoch sein. Die finanzielle Barriere auf Grund von Armut wird bei Menschen mit Behinderungen völlig unterschätzt. Auch das steht in der UN-Behindertenrechtskonvention: Menschen mit Behinderungen sind in besonderem Maße armutsgefährdet. Die allgemeine Weiterbildung kennt aber im Grunde nur den Selbstzahler. Ich kann zwar exklusive zielgruppenspezifische Kurse entgeltfrei anbieten, nicht aber die Teilnahme eines Einzelnen am offenen Angebot entgeltfrei stellen.

BABILON: Ja, das liegt auch an der derzeitigen Gesetzes- und Finanzierungslage, die – etwa im Kontext der Weiterbildungsgesetze – zielgruppenspezifische Angebote für Menschen mit Behinderung bevorzugt und damit Exklusion zementiert.

WEISS: Ein echter Schritt auf dem Weg zu einer inklusiven Erwachsenenbildung wäre es, politisch die Entgeltfreiheit für Menschen mit Behinderungen zu erreichen.

BABILON: Ich sehe darüber hinaus sowohl auf Ebene der Einrichtungen als auch auf Ebene der Politik umfassenden Handlungsbedarf, um inklusive Erwachsenenbildung weiter voranzubringen.

Ich danke Ihnen für das Gespräch!